

Beziehung & Bindung – Nichts ist umsonst Teil 1/4



Das Thema Bindung gehört zu den am häufigsten angesprochenen und zugleich am häufigsten missverstandenen im Jargon der Hundeleute. Welche Möglichkeiten der Untersuchung und der Beeinflussung haben wir?

Mit dem Begriff «Bindung» beschreiben die meisten Hundehalter ihre Beziehung zu ihrem Vierbeiner. Er wird auch häufig verwendet, um gewisse Probleme im Zusammenleben von Hunden und Menschen zu diskutieren. Daher erscheint es wichtig, zunächst einige verhaltensbiologische Grundlagen für dieses gemeinsame soziale Geschehen zu erläutern. Beziehung und Bindung sind nicht dasselbe. Eine Beziehung existiert immer dann, wenn zwei Lebewesen, also beispielsweise ein Mensch und ein Hund, oder auch zwei Hunde, über einen längeren Zeitraum immer wieder miteinander sozialen Kontakt haben, und sich aus diesem langsamen, aber stetigen gegenseitigen Kennenlernen ein vorhersagbares Muster von Verhaltensweisen entwickelt. Sobald man also das Verhalten von Tier X gegenüber Tier Y vorhersagbar von demgegenüber Tier Z unterscheiden kann, ist bereits eine soziale Beziehung anzunehmen. Durch die Häufigkeit, die Art, die Intensität und andere Merkmale der verwendeten Verhaltensweisen lässt sich dann die Beziehung zwischen diesen beiden beschreiben. Typische Beziehungen, die auch im Zusammenleben zwischen Mensch und Hund eine Rolle spielen, sind die Anführer-Gefolgschaftsbeziehung, die Dominanzbeziehung und eben vor allem auch die Bindung. Jede Bindung ist also eine Beziehung, aber nur die wenigsten Beziehungen erfüllen die Kriterien einer Bindung.

Bindung – nicht nur bei Haushunden

Hundeartige zeigen bereits im nicht domestizierten Zustand Bindungen als wesentliches Merkmal ihres familientypischen Verhaltens. Zwei Arten von Bindungen sind es vor allem, die bei Füchsen, Schakalen, Wölfen und anderen nicht domestizierten Caniden vorkommen: Die Paarbindung, die im Wesentlichen sozial und nicht sexuell motiviert ist. Sie hält das ganze Jahr und oftmals fast das ganze Leben an. Diese Paarbindung ist, wie wir heute wissen, auch nicht auf die Leittiere eines Rudels beschränkt. Auch die rangtieferen Angehörigen eines Rudels oder einer Gruppe bilden oftmals eine bevorzugte Beziehung zu einem Angehörigen des anderen Geschlechts aus.

Einige Eigenschaften der Bindung, wie etwa die soziale Unterstützung und das gegenseitige Beistehen in Krisen- und Stresssituationen, sind beispielsweise in Wolfsstudien bei diesen rangtieferen paargebundenen Tieren nachgewiesen.

Die Eltern-Kind- beziehungsweise Kind-Elternbindung ist die zweite Form von Bindung, die bei Caniden schon im nicht domestizierten Zustand häufig auftritt. Die Tendenz zur sogenannten erweiterten Elternfamilie, bei der die halbwüchsigen oder auch jungen erwachsenen Nachkommen noch für ein oder zwei Jahre als Babysitter, Jagdhelfer oder in anderer Funktion gegen «Kost und Logis» im Hotel Mama verbleiben, unterstützt auch die Fähigkeit des Hundes, sich in unsere menschliche Familie einzugliedern.

Haushunde werden nicht wirklich erwachsen

In Bezug auf die Bindungsfähigkeit des Haushundes an den Menschen sind dann irgendwann im Verlauf des Domestikationsprozesses einige Änderungen eingetreten. Eine Änderung, die auch in die Bindungsfähigkeit des Hundes eingreift, ist die Verjugendlichung. Wie bei sehr vielen anderen Haustierformen auch, behält der Hund im Vergleich zu seinen wölfischen Vorfahren eine ganze Reihe jugendlicher Merkmale sein ganzes Leben lang bei. Diese Verjugendlichung betrifft sowohl das Aussehen, als auch das Verhalten. Lebenslanges Lernen, leichtere Führbarkeit durch den Menschen und eben auch die lebenslang anhaltende Tendenz zur Kind- Elternbindung sind also eine Folge dieses allgemeinen Domestikationsgeschehens. Die andere, wohl noch wichtigere Änderung im Verhalten von Wolf zu Hund betrifft die Tatsache, dass der Haushund gewissermaßen mit einer doppelten Artidentität ausgestattet wird. Er ist bereits von Geburt an dazu prädestiniert, den Menschen als eine Art Pseudoartgenossen in sein Weltbild zu integrieren. Selbstversuche mit sogenannten Straßenhunden und anderen, weit vom Menschen entfernt aufgewachsenen Haushunden haben zumindest eine soziale Attraktivität des Menschen für den Hund belegt. Eine Bindungstendenz ist unter bestimmten Bedingungen selbst bei diesen Hunden noch nachweisbar. Unsere Vorfahren haben es damit geschafft, dass der Haushund die arteigenen und innerartlichen Bindungstendenzen auch auf seinen neu gefundenen Sozialpartner Mensch übertragen kann. Bei in menschlicher Obhut aufgewachsenen und gut auf den Menschen sozialisierten Hunden besteht sogar eine stärkere Tendenz, sich dem Menschen zuzuwenden, als dem vierbeinigen Artgenossen. Das bedeutet aber nicht, dass Haushunde nicht auch andere Hunde als Sozialkumpan, Spielkameraden, etc. benötigen. Doch dieses Thema müsste an anderer Stelle ausführlicher behandelt werden. Hilfreich ist es allemal, dass der Haushund von sich aus bereit ist, nicht nur eine Beziehung mit dem Menschen zu führen, sondern sich oft auch an ihn bindet.

Hormone sind immer beteiligt

Bevor wir uns mit den verhaltensbiologischen Eigenschaften von Bindungen genauer befassen, muss zumindest ein kleiner Blick auf den beteiligten Hormoncocktail geworfen werden. Da ist zunächst das sogenannte Bindungs- und Vertrauenshormon Oxytocin, das sowohl als Hormon wie auch als Botenstoff im Gehirn agiert. Dieser Botenstoff sorgt dafür, dass in Anwesenheit eines vertrauten Beziehungspartners gewissermaßen eine Wohlfühlatmosphäre entsteht: Es dämpft die Ausschüttung von Stresshormonen, senkt damit Blutdruck, Herzfrequenz und andere körperliche Stressanzeichen, und verbessert auch die Fähigkeit zum sozialen Lernen. Unter Oxytocinausschüttung ist man eher bereit, den Artgenossen als Vorbild zu wählen und dessen Tun zu übernehmen.

Chemisch nahe verwandt, als Vorstufe zum Oxytocin, gilt das Vasopressin, nicht ganz zu Unrecht, als das Partnerschutz- und Eifersuchtshormon. Vasopressin führt aber nicht nur dazu, dass gerade eine sich neu entwickelnde soziale Beziehung geschützt wird und eventuelle Eindringlinge aus dem Umfeld des umworbenen Beziehungspartners ferngehalten werden. Es ist auch ganz entscheidend für die individuelle Erkennung des Beziehungspartners. Nur durch die Existenz von Vasopressin-Bindungsstellen in bestimmten Teilen des Gehirns wird es uns möglich, die individuellen Eigenschaften eines Beziehungspartners abzuspeichern und ihn dann an Aussehen, Stimme, Geruch oder anderen Merkmalen wiederzuerkennen. Zudem ist das Vasopressinsystem sehr eng verknüpft mit der Aktivität des dritten Geruchsorgans des Hundes, des sogenannten Jacobsonschen Organs im Gaumendach. Verknüpfungen des Jacobsonschen Organs mit dem Vasopressinsystem sind beispielsweise dann aktiv, wenn ein Hund einen erkrankten Halter besonders intensiv verteidigt. Über das Jacobsonsche Organ nimmt er beispielsweise die Entzündungsfaktoren im Körpergeruch seines Sozialpartners wahr, und wenn er zu diesem eine gute und stabile Beziehung oder gar Bindung hat, wird er ihn dann auch in gefährlichen Situationen besonders heftig verteidigen. Hat er dagegen nur eine oberflächliche Beziehung, besteht auch die Möglichkeit aus dieser derzeit empfundene Schwäche des anderen einen Gewinn zu ziehen und etwas aufmüpfiger aufzutreten.

Als drittes, wichtiges Element im Hormoncocktail ist auch hier wieder die Selbstbelohnungsdroge Dopamin zu nennen. Dopamin versetzt uns in freudige Erwartung, wenn wir in eine Situation geraten, die wir das letzte Mal erfolgreich bewältigt und als angenehm empfunden haben. Wird das Dopaminsystem durch das Oxytocin aktiviert, wie dies gerade in der Frühphase einer Beziehungsentwicklung häufig der Fall ist, dann freuen wir uns auch das Zusammensein mit dem Betreffenden und empfinden es als angenehm und lustvoll (im nicht sexuellen Sinne), mit diesem gemeinsam etwas zu unternehmen.

Auch die Stresshormone mischen mit

Letztlich sind aber auch zwei der sogenannten Stresshormone an der Ausbildung und an der Entwicklung von sozialen Beziehungen beteiligt. Ein leichtes Kribbeln im Bauch verspürt wohl jeder, der sich mit einem neuen Artgenossen als Beziehungspartner einlässt. Dieses leichte Kribbeln im Bauch ist vorwiegend durch eine leichte Erhöhung des Cortisolwertes während der Beziehungsbildung zu erklären. Leicht erhöhte Cortisolwerte bei gleichzeitig stark erhöhten Dopaminwerten schaffen die ideale Voraussetzungen zum Lernen. Gerade durch dieses leichte Kribbeln im Bauch und die gleichzeitig in Anwesenheit des als sehr sympathisch empfundenen zukünftigen Beziehungspartners erhöhten Dopaminwerte sind wir besonders bereit, die Beziehung als etwas Wichtiges und Wertvolles in unserem Gedächtnis abzuspeichern und das Zusammensein mit dem Betreffenden dann auch wieder anzustreben. Zugleich ist dieses System durch Abwesenheit von Dopamin dann besonders wichtig, wenn wir im vierten Teil der Serie über Trennungsstörungen und Trennungssängste sprechen werden.

Und auch das sogenannte Kampfhormon Noradrenalin hat seine Rolle in diesem Cocktail. Noradrenalin wird von Vasopressin aktiviert und dadurch entsteht eben die Tendenz, sowohl die Beziehung zum Partner, wie auch beispielsweise die Individualdistanz rund um diesen zu verteidigen.

Aus diesem Hormoncocktail werden bereits einige wichtige Aussagen für die nächsten, eher verhaltensbiologischen Betrachtungen erklärlich.

Das Marktplatzmodell

Zum einen wird sogar auf rein körperlich-energetischer Ebene verständlich, weshalb man eine Beziehung als Investition betrachten muss. Allein schon die Erhöhung des Cortisolspiegels in der Frühphase der Bindung stellt bereits den ersten Energieverbrauchenden und damit Investitionsprozess dar. Das Phänomen der sozialen Unterstützung, geteiltes Leid sei halbes Leid, wird vor allem durch die stressdämpfende Wirkung des Oxytocins erklärlich. In Anwesenheit eines persönlich bekannten Beziehungspartners empfindet man vieles als erträglicher, was sich dann in wesentlich geringeren oder gar nicht messbaren Stresshormonausschüttungen äußert. Gerade die wichtigen Eigenschaften des Bindungspartners als sichere Basis und sicherer Hafen sind physiologisch durch diesen Mechanismus bereits erklärlich.

Selbst bei der Ausbildung «normaler» Beziehungen, erst recht aber bei der Ausbildung von Bindungen, handelt es sich also um ein Geben und Nehmen zwischen den beteiligten Partnern. Verhaltensökologische Betrachtungen der Ausbildung von sozialen Beziehungen sprechen hier von einem Marktplatzmodell. Man vergleicht das Geschehen, mit dem sich zwei neu gefundene Beziehungspartner aneinander gewöhnen und in den Verhaltensaustausch eintreten, mit dem Geschehen auf einem Wochenmarkt mit Tauschhandel. Je mehr verschiedene Waren, beispielsweise Obst- und Gemüsesorten, jemand auf seinem Warentisch anbieten kann, desto grösser ist die Chance, jemanden zu finden, der genau das sucht, was man selber im Angebot hat. Je mehr man selber im Angebot hat, desto genauer kann man sich die zukünftigen Geschäftspartner anschauen, und deren Qualitäten dann auch als notwendige Voraussetzung für einen entstehenden Geschäftskontakt fordern. Wer viel zu bieten hat, kann auch viel einfordern. Umgekehrt gilt: Wer sehr viel fordert, muss auch sehr viel bieten. Dieses Prinzip, das eben auch für die individuellen Eigenschaften der Beziehungspartner im übertragenen Sinne gilt, ist gerade bei solchen Formen von Beziehungen immer wieder zu beachten, bei denen wir beispielsweise von unserem Hund sehr viel erwarten. Dass dies im besonderen Masse für die Dominanzbeziehung gilt, sei an dieser Stelle nur am Rande erwähnt. Aber auch eine hochwertige, qualitativ gut entwickelte, stabile Bindung können wir von unserem Hund nur dann erwarten, wenn wir als Bindungspartner eben die notwendigen Voraussetzungen mitbringen. Je mehr Voraussetzungen wir mitbringen, desto leichter wird es uns werden, den Hund davon zu überzeugen, dass es sich lohnt, mit uns gemeinsam durchs Leben zu gehen. Je mehr Voraussetzungen auch ein Hund schon mitbringt, desto mehr müssen wir bieten, um als Geschäftspartner attraktiv zu sein. Wer einen souveränen, sogenannten kopfstarken Hund, vielleicht erst im erwachsenen Stadium übernimmt, muss einfach wesentlich mehr für die Entwicklung der Beziehung tun als jemand, der einen ängstlichen und schwachen Welpen einer vielleicht ohnehin sehr leichtführigen Rasse erwirbt.

Die magischen Vier

Die wichtigsten Eigenschaften jedes Beziehungspartners lassen sich mit vier Schlagworten charakterisieren:

- Die **Attraktivität** des Beziehungspartners: Diese besteht nicht nur aus den körperlichen Eigenschaften, dem Aussehen etc., dazu gehört eben auch die Führungskompetenz, ein gewisser Spaßfaktor (sei es, dass der Mensch interessante und abwechslungsreiche Spiele kennt, sei es, dass er einfach bereit ist, sich auch regelmäßig auf Begrüßungs-zeremonien und andere lustbetonte Formen von Sozialkontakt einzulassen).

Dazu gehört die Qualität der Ressource «Revier» die wir bieten (viel stärker als bei der Ressource «Nahrung» kommt es eben auf die Qualität des Lebensraums an), die Sicherheit, die wir sowohl durch den Lebensraum als auch durch unser eigenes Verhalten dem Hund bieten können und gewisse Vorkenntnisse, die man durchaus als Herrschaftswissen bezeichnen kann. All diese Faktoren machen es aus, ob ein Mensch für einen Hund attraktiv ist oder nicht.

- **Vertrautheit und Verlässlichkeit** sind der zweite wesentliche Faktor. Mit einem absoluten Chaoten kann man keine Beziehung, oder gar Bindung eingehen, wie wir beim Thema Bindungsprobleme und unsichere Bindung noch kennenlernen werden. Vertrautheit entwickelt sich aber erst mit der Zeit, man muss sich aneinander gewöhnen, um einander verstehen zu können. Vertrautheit ist aber auch nur durch eine gewisse Planbarkeit und Vorhersagbarkeit des Verhaltens des Partners möglich.
- Die **Erträglichkeit der beiden Partner** ist wohl die am schwierigsten zu untersuchende Komponente. Neben der Persönlichkeit, zu der ja mittlerweile auch beim Hund sehr gute Forschungsergebnisse vorliegen, und dem Sozialstatus, spielen hier möglicherweise eben auch individuelle Komponenten von Sympathien und Antipathie mit hinein, die vielleicht teilweise auf geruchlicher Basis, etwa über das Immunsystem, vermittelt werden.
- Letztlich ist auch die **Verfügbarkeit des Beziehungspartners** wichtig. Dies klingt banal, bezieht sich aber eher auf die Anwesenheit von eventuell störenden Dritten. Wenn in einer Familie bereits ein Hund vorhanden ist, der von einem der Familienmitglieder auch in einer sehr wertvollen Beziehung geführt wird, so wird dieser Hund zu verhindern versuchen, dass der Neue sich auch mit diesem Menschen assoziiert. Im Alltag erleben mehr Hundehalter dies fast täglich, wenn ein Hund versucht, den anderen eben vom Kuseln mit dem bevorzugten Menschen auf dem Sofa fernzuhalten. In der Beziehungsbildung ist es daher wichtig, dass alle Familienmitglieder ihre eigene Wertigkeit und unterschiedliche Attraktivität für den Hund ausspielen, um auch unabhängig voneinander jeweils einen Wert als Beziehungspartner für den Hund zu haben. Wer gerne seine Beziehung zum Hund verbessern möchte, sollte daher nicht versuchen, das nachzuahmen, was ein anderes Familienmitglied besonders gut und gerne mit dem Hund tut. Fast jeder Hund hat mehrere «Hobbys», und es geht eher darum, ein neues Hobby mit dem Hund zu entdecken, das dann als möglichst exklusives Alleinstellungsmerkmal nur für die Beziehung dieses einen Menschen mit dem Hund erhalten bleibt.

Besonders wichtig ist es auch, dass Hunde von Singles eben durch eine zweite Bezugsperson aufgefangen werden müssen, bei Krankheit, Unfall oder ähnlichen Vorkommnissen. Hier ist es nötig, dass eine zweite Beziehungsperson sozusagen als «Plan B» bereits aufgebaut wird, solange Mensch und Hund noch glücklich und zufrieden zusammenleben. Und auch dieser Plan B sollte dann eben mit anderen Aktivitäten und anderen Hobbys des Hundes ausgestattet werden und nicht als Nachahmung des ohnehin besonders geschätzten Plans A durch die Gegend laufen.

Bindungen sind in der Regel exklusiv. Selbstverständlich kann jeder Hund und auch jeder Mensch Bindungen an verschiedene Artgenossen ausbilden, aber jeder dieser Artgenossen ist dann nicht austauschbar und nicht durch einen anderen, auch nicht einen anderen Bindungspartner, ersetzbar. Sobald diese Ersetzbarkeit vorhanden ist, müssen wir streng genommen von Beziehungen sprechen und dürfen den Bindungsbegriff nicht mehr verwenden.

Nur wenn jeder für sich seine eigene Wertigkeit hat und durch den anderen nicht ersetzt werden kann, ist diese Exklusivität eines der wichtigsten Merkmale einer Bindung.

Beziehung & Bindung – Nichts ist umsonst Teil 2/4



Die Bestandteile der Bindung und ihre Steuerung

Nachdem wir im ersten Teil zunächst wünschenswerte Eigenschaften der Bindungspartner kennengelernt haben, geht es nun um die Einzelteile, deren Zusammenwirken diese besondere Form der Beziehung steuern.

Das vierblättrige Kleeblatt

Um eine Bindung zu beschreiben, kann man ein vierblättriges Kleeblatt als Vergleich benutzen. Beim vierblättrigen Kleeblatt sollten möglichst alle Blätter gleich groß sein, nur dann wirkt es für uns harmonisch und gut entwickelt. Die vier Blätter des Kleeblatts Bindung sind folgende:

- Da ist zunächst **das Nähesuchen** und der Austausch von bindungstypischen Verhaltensweisen. Bei Hundartigen bestehen diese bindungstypischen Verhaltensweisen beispielsweise im Kontaktliegen oder im Austausch sozialer Körperpflege. Kontaktliegen muss nicht immer im direkten Hautkontakt sein, auch Distanzen von 10 bis 20 Zentimeter oder bis zu etwa einem halben Meter sind beispielsweise bei der Beobachtung von frei lebenden Canidenpaaren sehr häufig. In einer qualitativ gut entwickelten Bindung sollte dieses Nähesuchen auch durchaus von beiden Seiten ausgehen. Bereits hier liegt für viele Hundehalter unter dem Einfluss nicht immer ganz wohl durchdachter Trainerratschläge ein Problem: Wenn man dem Hundehalter beibringt, dass er nie auf seinen Hund zugehen und nie den Kontakt zum Hund suchen darf, sondern immer den Hund auf sich zugehen lassen muss. Oder wenn man dem Menschen sagt, er müsse Kontaktaufnahmen seines Hundes grundsätzlich ignorieren, weil nur er als das angeblich dominante Individuum das Recht habe, den anderen zu begrüßen, dann wird dieses symmetrische Nähesuchen bereits erheblich gestört und eines der vier Blätter beginnt zu welken.
- Die **Trennungsreaktion**, die wir in einem späteren Teil unserer Artikelserie ausführlicher besprechen werden, ist notwendiger Bestandteil der Bindung. Keine Bindung ohne Trennungsreaktion. Eine überhaupt nicht vorhandene Trennungsreaktion ist auch ein Hinweis auf eine nicht symmetrisch und damit nicht vollständig entwickelte Bindung.
- **Der Bindungspartner ist die sichere Basis.** In Anwesenheit des Bindungspartners, also beispielsweise des Menschen, sollte der Hund wesentlich mehr schnuppern, erkunden und sich die Welt ansehen. Er sollte auch eher bereit sein, neue Gegenstände, Spielsachen etc. zu erkunden und sollte also auch eine gewisse Außenorientierung aufweisen.

Die symmetrische Anordnung des Elements Nähesuchen, sei es durch Aufnehmen von Blickkontakt, sich zum Menschen zurück orientieren etc. und des Elements sichere Basis, in dessen Anwesenheit man auch Erkundungsverhalten, Neugier etc. störungsfrei zeigen kann, ist also auch wieder ein wichtiges Kriterium für die Qualität der Bindung.

Dann bleibt letztlich noch die Funktion des Hundehalters, des Bindungspartners **als sicherer Hafen**. Sicherer Hafen bedeutet, dass man gerade in Krisensituationen zum Bindungspartner zurückkehrt, sich in dessen Nähe aufhält und dann durch soziale Unterstützung, gegenseitige Kontakte etc. einander beisteht. Auch hier wird häufig dem Menschen unnötig dieses vierte Blättchen zerstört, wenn man ihnen beispielsweise einredet, sie müssten die Ängste ihres Hundes ignorieren, weil dies ja eine Verhaltensstörung sei. Auch die in Welpengruppen sehr häufig praktizierte Anweisung, den Welpen zum Spielen ins Gewühl zu schicken und ihn jedes Mal abzuweisen oder sich zu entfernen, wenn er den Kontakt zu seinen Menschen wieder sucht, ist für dieses Blättchen nicht gerade förderlich.

Anleihen aus der Kinderpsychologie

Zur Untersuchung der Qualität von Bindungen, ursprünglich aus der Kinderpsychologie stammend, wird mittlerweile auch in der Hund-Mensch-Beziehung häufig ein standardisiertes Testverfahren angewandt, das nach seinen beiden Begründern (John Bowlby und Mary Ainsworth) als Bowlby-Ainsworth-Test oder als «Test der fremden Situation» (strange situation test) bezeichnet wird. Der Bowlby-Ainsworth-Test besteht aus einer Reihe von meist fünfminütigen aneinander gehängten Testsituationen. In der Ausgangssituation befinden sich Mensch und Hund alleine in einem unbekanntem Raum, in dem einige Spielsachen und andere Gegenstände stehen. Nach Ablauf der ersten Testperiode öffnet sich die Tür und ein Fremder betritt den Raum. In der Originalsituation des Bowlby-Ainsworth-Tests ist dieser Fremde freundlich und versucht Kontakt mit dem Hund aufzunehmen.

Nach weiteren fünf Minuten verlässt der Hundehalter den Raum und der Hund bleibt die nächste Periode mit dem Fremden allein. Der Fremde versucht weiterhin in freundlicher Weise mit dem Hund in Kontakt zu kommen, ihn zum Spielen zu animieren etc. Nach weiteren fünf Minuten verlässt auch der Fremde den Raum, der Hund bleibt die nächste Testperiode alleine im Raum. Zuletzt betritt der Hundehalter den Raum wieder. Die Begrüßung wird unter die Lupe genommen und dann das anschließende Verhalten einer nochmals gleich langen Testphase.

Bindung kann wechseln

Mit Hilfe dieses Tests haben beispielsweise Mitarbeiter von Professor Miklosi in Budapest eine ganze Menge über die Mensch-Hund-Beziehung herausgefunden. So zeigte sich, dass Hunde ab dem Alter von 16 Wochen die ersten Bindungscharakteristika im Bowlby-Ainsworth-Test entwickeln können. Zu diesem Thema werden wir später nochmals zurückkehren. Es zeigte sich des Weiteren, dass auch Hunde, die erst im Alter von ein oder zwei Jahren zu einem neuen Besitzer kommen, in der Lage sind, qualitativ hochwertige und stabile Bindungen zu diesem Menschen auszubilden. Es ist für Hunde auch möglich, im Laufe ihres Lebens nacheinander zu mehreren Menschen Beziehungen und auch Bindungen aufzubauen. Dies hat Martha Gacsi, eine Doktorandin von Adam Miklosi, explizit an Blindenhunden nachgewiesen. Diese lebten zuerst bei ihrem Welpen- oder Junghundbetreuer, dann kamen sie zum Ausbilder und erst dann wurden sie von ihrem blinden Halter übernommen. Auch die Beziehung des Blindenhundes zu seinem blinden Menschen, die erst im Alter von weit über einem Jahr beginnt, kann sehr wohl die Charakteristika einer guten Bindung annehmen.

Eine weitere Verknüpfung der Aussagen des Bindungstests mit dem Auftreten von Verhaltensproblemen, etwa im Bereich der Trennungsstörung, werden wir ebenfalls in einem späteren Teil dieser Artikelserie beleuchten.

Gegensätze ziehen sich an

Untersuchungen zur Qualität der Mensch-Hund-Bindung aus der Wiener Arbeitsgruppe rund um Professor Kotrschal und seine Mitarbeiterinnen zeigen einen deutlichen Einfluss des Geschlechts auf die Qualität der Bindung. Die stabilsten Bindungen sind offensichtlich die, wenn Mensch und Hund ein unterschiedliches Geschlecht haben, wie auch aus der Verhaltensökologie freilebender Caniden einschließlich verwilderter Haushunde zu sehen ist. Gerade Rüden, die mit weiblichen Haltern unterwegs sind, entwickeln oftmals sehr viele Charakteristika einer echten Paarbindung; diese ist sozial und nicht sexuell und damit auch in keiner Weise unanständig. Rüden mit ihrem männlichen Halter scheinen eher eine kumpelhafte Beziehung als Sportskameraden zu haben. Dies zeigt sich auch darin, dass im Durchschnitt eine Halterin mit einem Rüden in stressenden Situationen sehr viel erfolgreicher ihrem Vierbeiner bei der Krisenbewältigung hilft (sicherer Hafen), wohingegen Rüden mit männlichen Hundehaltern oftmals beim Lösen von operativen Aufgaben oder gemeinsamen Übungen (Türmchen aus Klötzchen bauen etc.), wesentlich besser sind. Diese geschlechtstypischen Unterschiede in der Mensch-Hund-Beziehung spiegeln sich auch im Alltag und im Erfahrungsschatz vieler Trainer und Hundehalter wider.

Im Laufe eines Hundelebens ist es also durchaus möglich, Mehrfachbindungen zum Menschen aufzubauen. Dass dies nicht unbegrenzt oft möglich ist, und was daraus entsteht, wenn man es zu oft versucht, wird in einem späteren Teil unserer Artikelserie aufgezeigt. Bemerkenswert ist aber auch, wie sich im Laufe der Jugendentwicklung eines Hundes die Bindungs- und Beziehungsbildung überhaupt entwickelt.

Bereits in den ersten drei Lebenstagen ist es für einen Hundewelpen ohne weiteres möglich und normal, eine spezielle Beziehung und auch die Bindung an seine Mutter auszubilden. Untersuchungen von Peter Hepper, eines britischen Kollegen, haben gezeigt, dass die persönliche Erkennung der Mutter, die bereits in den ersten drei Lebenstagen stattfindet, mindestens über die Laufzeit seiner Doktorarbeit, also drei Jahre, beibehalten wurde. Die bevorzugte Behandlung von Geschwistern dagegen, die sich dann auch über die drei Jahre Laufzeit der Studie belegen ließ, konnte ein Hund nur dann entwickeln, wenn er mindestens fünf Wochen lang mit mindestens zwei Geschwistern zusammen war. Nur dann bestand später die Möglichkeit, Geschwister auch nach längerer Trennung individuell zu erkennen.

Am Anfang entsteht die Ortsbindung

Eine Bindung an einen Menschen, der dann später in das Leben des Hundes tritt, ist zunächst noch nicht möglich. Hunde entwickeln zuerst eine Ortsbindung. Etwa ab der 8. Lebenswoche befinden sie sich normalerweise am sogenannten Rendezvousplatz und zu diesem Platz wird auch eine Bindung eingegangen. Erst etwa mit dem Beginn der 14. Lebenswoche setzt bei Hundewelpen dann die Fremdelreaktion ein, das heißt, dass sie erst dann zwischen bekannten und unbekanntem Menschen unterscheiden. Der Mensch hat vorher eine allgemeine soziale Attraktivität, man will ihn nicht verlieren und in seiner Nähe bleiben, aber individuelles Erkennen oder gar ein Unterscheiden zwischen Bindungspartner und anderen Menschen ist noch nicht möglich. Mit der 14. Woche beginnt, wie erwähnt, die Fremdelreaktion. So erstaunt es nicht, dass in den bereits erwähnten Versuchen mit dem Bindungstest ab der 16. Woche erste Elemente einer individuellen Bindung des Hundes an den Menschen nachweisbar waren.

Es ist also wesentlich wichtiger, sich im Zeitraum zwischen der 14. und 16. bis 17. Woche intensiv als zukünftige Hauptbindungsperson mit seinem Hundewelpen zu beschäftigen als in den ersten Wochen nach der Übernahme in die Familie. In diesen ersten Wochen kann sehr wohl die Betreuung des Hundewelpen noch von verschiedenen Familienmitgliedern abwechselnd übernommen werden. Wichtig ist nur, dass er nicht alleine ist.

Während die Bindung des Hundes an den Menschen in den ersten Wochen und Monaten noch eine sehr einseitige, der Eltern-Kind-Bindung sehr ähnliche Beziehung darstellt, verschiebt sich im Laufe des Erwachsenwerdens des Hundes auch die Qualität der Bindung. Sie sollte dann mehr auf Gegenseitigkeit, mehr auf den symmetrischen Austausch von Verhaltensweisen und damit mehr in Richtung auf die Qualität einer sozialen Bindung unter Freunden oder anderen Sozialpartnern hin entwickelt werden.

Hafen und Basis

Die Einseitigkeit, die vollständige Abhängigkeit vom Menschen, wie sie in den ersten Lebensmonaten besteht, ist in dieser Zeit durchaus normal. Im Laufe der Zeit jedoch wäre es wichtig und wünschenswert, wenn die dann vorhandene stärkere Unabhängigkeit des Hundes auch zu einer symmetrischeren, mehr auf Gegenseitigkeit beruhenden Bindung führen würde. Dann kann nämlich auch der Hund für den Menschen die Rolle der sicheren Basis und des sicheren Hafens mit übernehmen, wie Hundehalter mit qualitativ guter Bindung durchaus bestätigen können. Das Nähesuchen, die Trennungsreaktion und die anderen Eigenschaften des vierblättrigen Kleeblatts spiegeln sich dann gewissermaßen im Verhalten der beiden zueinander. Trotzdem wird ein Hund nie die vollständige Unabhängigkeit vom Menschen erlangen und es auch nicht wollen. Ein wesentliches Element der Verjugendlichung im Haustierstand besteht ja gerade darin, dass die endgültige Trennung von der elterlichen Familie (Abwandern und Gründen einer eigenen Familie) im Verhaltensprogramm von Haushunden nicht vorgesehen ist. Auch hier lässt sich beispielsweise durch Untersuchungen an verwilderten Haushunden zeigen, dass diese im Gegensatz zu Wölfen tatsächlich auch über die vollständige soziale Entwicklungsreife hinaus im Geburtsrudel bleiben. Abwanderungen im Pubertäts- oder Nachpubertätszeitraum sind bei verwilderten Haushunden sehr viel seltener zu beobachten als bei Wildcaniden.

Sozialpartner Hund

Fallbeispiele aus der Praxis von Hundetrainern zeigen denn auch, dass bei älteren und erwachsenen Hunden sehr wohl eine Gegenseitigkeit, ein Rollentausch in der Bindung vorhanden ist. Auch Hunde können Menschen trösten, wenn sie bei diesen beispielsweise Trauer oder Krankheit feststellen. Auch Menschen können durch die Berührung oder durch den Blickkontakt zu ihrem Hund eine verstärkte Ausschüttung von Oxytocin erfahren. Eine besonders aufschlussreiche Untersuchung dazu zeigt, dass die Menschen, die im Laufe eines Beobachtungszeitraums von 30 Minuten häufiger Blickkontakt zu ihrem Hund hatten und von diesem zum Spielen aufgefordert wurden, am Ende der Versuchsperiode einen höheren Oxytocinspiegel aufwiesen als solche, denen der Kontakt durch ihren Hund relativ selten widerfuhr. Ein zweiter Einflussfaktor auf die Höhe der Oxytocinausschüttung war dann auch noch die Einschätzung der Bindungsqualität durch die Menschen, die in einer Befragung festgestellt wurde.

Rollenwechsel ist normal

In der Bindungsforschung spricht man dann davon, dass die Mensch-Hund-Bindung sich im Laufe der Jugendentwicklung des Hundes irgendwann zu einer zielkorrigierten Bindung ausbildet, in der die Rollen auch gewechselt werden können. Es besteht zwar kein 100%iges Gleichgewicht, der Mensch übernimmt im Idealfall doch mehr Verantwortung und der Hund kann seine Bedürfnisse nur beschränkt zum Ausdruck bringen. Eine vollständige Abhängigkeit des Hundes vom Menschen über die ersten Lebensmonate hinaus ist dagegen weder im Bindungsmodell der Mensch-Hund-Beziehung vorgesehen noch für Mensch und Hund besonders erfreulich.

Spätestens im Zeitraum der Pubertät kommt es zu einer Neuorientierung der Beziehungs- und Bindungsqualitäten im Mensch-Hund-Team. Die Pubertät ist ein wichtiger Zeitraum in der Entwicklung eines Junghundes; hier wird die zukünftige soziale Strategie festgelegt. Integriert man sich als nunmehr erwachsenes und damit vollwertiges Mitglied in die Beziehungslandschaft seiner Geburtsgruppe und übernimmt dort zunehmend auch soziale Funktionen und Verantwortungen oder packt man besser sein Köfferchen und sucht sich eine neue Firma oder gründet selbst eine solche. Viele Verhaltensweisen des Junghundes sind darauf ausgerichtet, für sich selbst auszutesten, welche dieser Möglichkeiten in der gegebenen Situation am besten und vorteilhaftesten ist. Kein Tier ist besonders gesellig oder gar in Gruppen lebend, nur weil das in seinen Genen oder in einem Lehrbuch steht. Jedes Tier entscheidet flexibel, ob die Anwesenheit der jetzt gerade herrschenden Situation mehr Vorteile bringt oder mehr Nachteile als eine mögliche denkbare Alternative. Wer also darauf aus ist, dass sein Hund auch im Laufe der Pubertät immer noch der Meinung ist, in dieser Familiengruppe sei es gut zu sein, und er möge doch dort bleiben, der muss auch in dieser Zeit dem Hund mit Verständnis, aber gleichzeitig Nachhaltigkeit begegnen.

Leitplanken sind wichtig

Es ist wichtig, dem Hund Grenzen, Schranken und Leitplanken aufzuzeigen, um ihm Orientierung in der Gruppe zu ermöglichen. Nur so wird er seinen Platz finden. Tagelanges oder wochenlanges Ignorieren, und das auch noch verknüpft mit dem Kürzen der Futterration aus erzieherischen Gründen, ist aber sicherlich kontraproduktiv.

Freilandstudien an Schakalen, Füchsen und anderen Wildcaniden haben gezeigt, dass es kaum Aggression zwischen den Eltern und den heranwachsenden Jungtieren gibt, wenn diese zur Abwanderung aufgefordert werden. Aggressionen treten immer nur zwischen den heranwachsenden Babysittern auf. Wenn dagegen die Eltern die Kontaktaufnahme zu den Heranwachsenden verringern oder gar abbrechen, also diese durch Ignorieren und Nichtbeachten vom Spiel und von anderen gemeinsamen Aktivitäten ausgrenzen, ist dies ein deutliches Zeichen dafür, dass der Heranwachsende demnächst seine Köfferchen packen wird.

Ignorieren ist meist falsch

Wer also als Trainer oder gar Therapeut einem Hundehalter empfiehlt, den heranwachsenden Schnösel zur Strafe für seine Missetaten tage- oder wochenlang zu ignorieren, bedient sich genau dieses Schemas, und wer dann auch noch die Kürzung der Futterration empfiehlt, löst endgültig den Eindruck aus, dass in diesem Revier und in dieser Gruppe wohl auf Dauer kein Bleiben möglich ist. Nahrungsmangel ist letzten Endes in Freilandstudien diejenige Situation, in der Ranghohe ihre Position am deutlichsten zum Ausdruck bringen, und dies ist letzten Endes auch der Grund dafür, dass ein Rudel sich verkleinert.

Es ist traurig und erstaunlich zugleich, dass solche völlig an der Biologie des Hundes und seiner Vorfahren vorbeigehenden Empfehlungen auch heute immer noch verbreitet werden. Nachdem wir nun die Grundlagen für eine stabile und verhaltensbiologisch wie auch hormonell gut entwickelte Bindung dargelegt haben, wird es im nächsten Teil der Artikelserie um mögliche Störungen, negative Einflüsse und andere die Qualität der Mensch-Hund-Bindung beeinträchtigende Einflüsse gehen. Auch weniger gute und unsichere oder anderweitig veränderte Bindungstypen werden dann zur Sprache kommen.

Beziehung & Bindung – Nichts ist umsonst Teil 3/4



Bindungsarten und Bindungsprobleme

Nachdem wir im ersten und zweiten Teil dieser Serie die Grundlagen für eine stabile und verhaltensbiologisch wie auch hormonell gut entwickelte Bindung dargelegt haben, geht es nun um mögliche Störungen, negative Einflüsse und andere die Qualität der Mensch-Hund-Bindung beeinträchtigende Einflüsse. Auch weniger gute und unsichere oder anderweitig veränderte Bindungstypen kommen zur Sprache.

Das Bindungskonzept wurde in der Humanpsychologie erweitert, nicht nur auf die Bindung zwischen Kind und Mutter, sondern auch auf die zwischen einem Kind und anderen Pflegepersonen, gleich oder ähnlich alten Freunden, Liebespaaren und schliesslich auch auf andere Formen von engen Mensch-Mensch-Beziehungen. Diese können ebenfalls mit vergleichbaren Ansätzen erforscht und beschrieben werden.

Hierbei zeigte sich, dass es zwei unterschiedliche Formen von Bindung in diesem Bereich gibt: In der Hund-Mensch-Beziehung sind diese beiden Bindungstypen offensichtlich verknüpft. Während junge Hunde, vom Welpenalter bis zur Pubertät, ebenfalls dem Menschen gegenüber überwiegend eine Pflegebeziehung zeigen – dass heisst, sie reagieren mit der Suche nach Nähe und Trennungsreaktion – werden sie später auch mehr und mehr die sichere Basis und den sicheren Hafen zu schätzen wissen.

Im Bindungstest, sei es nun zwischen Kind-Eltern oder auch Hund-Mensch, lassen sich neben der stabilen und gesicherten Bindung, die durch einigermaßen gleichgewichtige Verteilung der vier Charakteristika (daher der Vergleich mit dem vierblättrigen Kleeblatt) gekennzeichnet ist, noch andere Formen von Bindungstypen charakterisieren.

Hormone und Bindung

Höchstwahrscheinlich sind die Ursachen für Bindungsstörungen zumindest teilweise in Verschiebungen des Gleichgewichts im Botenstoffsystem zu sehen.

Was jedoch Ursache ist und was Wirkung, ob eine unbefriedigende Bindungssituation auf längere Sicht zu chemischen Ungleichgewichten führt oder umgekehrt, ist noch umstritten. Lediglich ein unzureichendes Pflegeverhalten der Mutter und unsichere Umweltverhältnisse in früher Welpenzeit sind, bei Übertragung einschlägiger Befunde aus der Human- und Labortierforschung, wohl schon eindeutig als URSACHE für spätere problematische Oxytocinwirkungen und daraus folgende Bindungsprobleme belegt. Während die Angehörigen einer desorganisierten Bindung oftmals ein überreaktives Stresssystem aufweisen, sind bei der ambivalenten und distanzierten Bindung offensichtlich Ungleichgewichte im Bereich des Bindungshormons (Oxytocinsystem) und der Wechselwirkungen zwischen Oxytocin und Stresshormonsystemen mit verursachend.

Die distanzierte Bindung, bisweilen auch als unsicher/distanzierte oder vermeidende Bindung bezeichnet, ist dadurch charakterisiert, dass das Kind bzw. der Hund in Anwesenheit der Mutter/des Halters auf diese relativ wenig Bezug nimmt, sondern sich in grösserer Entfernung aufhält und auch wenig von ihrer Abwesenheit beeindruckt scheint. Bei der Rückkehr der Bezugsperson wird diese ebenfalls nicht sonderlich heftig zur Kenntnis genommen, ein Begrüssungsritual findet entweder überhaupt nicht oder in einer sehr oberflächlichen Weise statt. In der Hund-Mensch-Beziehung ist diese als distanziert zu betrachtende Bindung bisweilen bei Hundesportlern oder Haltern von Arbeitshunden zu beobachten, die gezielt keine emotionale Nähe zu ihrem Hund zulassen wollen. Sie legen deshalb ganz besonders grossen Wert auf die Arbeitsbeziehung, die emotionale Komponente wird ausgeklammert. Besonders zu beachten sind kürzlich veröffentlichte Befunde einer schwedischen Doktorandin (Theresa Rehn). Diese wies die Hundehalter an, in einem Trennungstest nach ihrer Rückkehr unterschiedlich auf den Hund zu reagieren: entweder den Hund mit Worten und Taten zu begrüssen, nur mit Worten oder ihn zu ignorieren.

Von Worten und Taten

Während die Hunde beim Ignoriertwerden sehr viel mehr Verhalten ihrerseits zeigten, waren lang dauernde, also auch über die eigentliche Begrüssungsphase hinausgehende Oxytocinanstiege nur beim vollen Begrüssungsprogramm zu verzeichnen, und auch die Dämpfung der Cortisolausschüttung war in diesem Fall am stärksten. Es kommt also sehr wohl darauf an, WIE man seinen Hund begrüßt, und man sollte hier wirklich den Worten auch Taten folgen lassen!

Die unsicher/ambivalente Bindung zeigt sich darin, dass das Kind bzw. der Hund sich sehr eng und geradezu klammernd bei seiner Bezugsperson aufhält. Bei Abwesenheit kommt es zu starken Trennungsreaktionen, aber bei Wiedereintritt der Bezugsperson kann es durchaus entweder zu einem Hin- und Herpendeln zwischen Annähern und schnellem Wiederweglaufen kommen oder sogar zu aggressiven Aktionen des Hundes bzw. Kindes gegen den Bindungspartner. Diese ambivalente Bindung lässt sich auch bei Hund-Mensch-Paaren dadurch kennzeichnen, dass eine Kontaktsuche zu heftig und zu intensiv ist, und zumindest beim Menschen kann man auch den subjektiven Eindruck abrufen, dass sie einfach nicht genug kriegen könnten von ihrem Beziehungspartner Hund.

Stabile Bindung – stabiler Hund

Bereits seit längerer Zeit haben Untersuchungen über die Problemlösungsfähigkeit von Hunden und ihrem Menschen im Team gezeigt, dass Hunde mit einer sehr unsicher/ambivalenten oder abhängigen Bindung vom Menschen in Problemlösungen wesentlich schlechter abschneiden als solche mit einer gesicherten, stabilen Bindung.

Sie verbringen viel weniger Zeit damit, schwierige oder unlösbare Aufgaben, zu bearbeiten und verlassen sich viel mehr auf den Menschen.

Die Funktion des Menschen als sichere Basis ist in mehreren Untersuchungen deutlich geworden. Hunde beschäftigen sich in Anwesenheit ihres Menschen sehr viel ausführlicher und sehr viel länger mit Manipulationsaufgaben, beispielsweise Intelligenzspielen. Sie sind auch erfolgreicher in der Lösung dieser Aufgaben. Ein fremder Mensch anstatt ihres Halters hat diese Wirkung nicht.

Noch eine weitere Untersuchung wies die Wirkung des Menschen als sicherer Hafen in Krisensituationen beim Hund nach: Hier wurde ein bedrohlicher Fremder, anstatt eines freundlichen Fremden im Test eingesetzt. Erfasst wurden Herzschlag, Herzschlagänderungen und Verhalten der Hunde in dieser Lage mit/ohne seinen Menschen. Es zeigte sich, dass die genannten Herzwerte in Anwesenheit seines Menschen viel weniger anstiegen, und auch der Gewöhnungseffekt an die bedrohliche Situation war viel stärker, wenn sie zuerst mit, dann ohne die Bezugsperson durchgeführt wurde. Umgekehrt ergab sich dieser Effekt nicht.

Der dritte Typ von auffälliger Bindung ist die sogenannte desorganisierte, bisweilen auch als chaotische Bindung bezeichnet. Kinder bzw. Hunde von diesem Bindungstyp verfallen bei Abwesenheit ihrer Bezugsperson sehr schnell in Stereotypie oder Zwangshandlungen, bisweilen kommt es auch zu heftigen Zerstörungen des Mobiliars, und die Verhaltensmuster sind extrem wenig geordnet. Daher auch die Bezeichnung chaotische oder desorganisierte Bindung, weil es zu verschiedenen, meist nicht zusammenpassenden Verhaltensweisen kommt. In der Hund-Mensch Bindung ist diese Art von Beziehung durch permanente Verlustängste gekennzeichnet. Aber auch der Versuch, den Hund permanent und übermäßig zu kontrollieren und unter ständige Aufsicht zu stellen, sind bei solchen desorganisierten Bindungstypen zu beobachten.

In der Humanpsychologie ist seit langem bekannt, dass ein Mensch die ursprünglich aus der Kind-Mutter- bzw. Kind-Eltern-Bindung übernommenen Bindungsmuster auch später in seinem weiteren Leben auf andere Beziehungspartner überträgt. Wer also vom unsicher vermeidenden oder gar vom desorganisierten Bindungstyp kommt, hat nur wenig Chancen, später im Erwachsenenalter zu seinem Partner oder zu engen Freunden plötzlich eine stabile Bindung aufzubauen.

Sind Hunde bindungsfreudiger?

Hier nun unterscheidet sich die Hund-Mensch-Bindung offensichtlich sehr stark. Zwar gibt es, wie bereits angedeutet, durchaus auch in der Hund-Mensch-Bindung die genannten Auffälligkeiten, häufig sind unsicher/ambivalente Bindungen die Ursachen der im letzten Teil unserer Reihe zu besprechenden Trennungsprobleme. Trotzdem ist der Prozentsatz der Hunde, die eine nicht stabile und nicht gesicherte Bindung zu ihrem Menschen aufbauen, in keiner Weise vergleichbar mit dem Prozentsatz der Menschen, die das zu ihrem Artgenossen nicht schaffen. Hunde sind also offensichtlich wesentlich besser geeignet, auch bei Menschen mit auffälligen Bindungstypen noch zu einer stabilen und gesicherten Bindung zu kommen. Woran dies liegt, wird derzeit heftig diskutiert und ist auch Gegenstand weiterer Untersuchungen.

Eine Erklärungsmöglichkeit liegt darin, dass Hunde eben keine komplementäre Reaktion auf die etwas merkwürdigen Bindungsverhaltensweisen zeigen, sich also beispielsweise bei einem Menschen mit unsicherem oder desorganisiertem Bindungstyp nicht ihrerseits zurückziehen bzw. ihrerseits enges Klammerverhalten zeigen. Hunde kriegen eben nicht so schnell genug von einem menschlichen Partner und insbesondere die Reaktion auf körperliche Berührungen ist bei ihnen wesentlich weniger extrem als bei Menschen. Auch die Tatsache, dass keine negativen Erwartungen des Menschen an seine Bindungspartner durch sich selbst erfüllende Prophezeiungen bestätigt werden, könnte eine Ursache dafür sein. Weil Hunde (übrigens auch einige andere Haustiere, untersucht wurden auch Katzen) eben immer unvoreingenommen auf

Menschen, vor allem auf neue und ihnen unbekannte zugehen. Letztlich ist aber wegen dieser Tatsache, dass auch Menschen mit Bindungsproblemen zu ihren Artgenossen, gleichwohl zu Vierbeinern stabile und gesicherte Bindungen aufbauen können, der therapeutische Wert von Haustieren für Menschen mit solchen Problemen besonders hoch.

Hunde sind meist Optimisten

In Bezug auf die Kontaktaufnahme zum Menschen und die Qualität der daraus resultierenden Beziehung sind Hunde offensichtlich Optimisten. Gerade Untersuchungen an Hunden aus Tierheimen haben gezeigt, dass diese sehr oft wiederholt auch zu neuen Menschen wieder stabile und gesicherte Bindungen aufbauen können. Auch Blindenhunde und andere Assistenzhunde, die oftmals im Zuge ihrer Ausbildung von zwei bis drei aufeinander folgenden Stationen betreut werden, können zu ihrem später zu betreuenden Blinden noch eine genauso gute Bindung aufbauen wie solche Hunde, die vom guten Züchter direkt in eine menschliche Familie kommen. Beziehungstests in der vorhin genannten Weise wurden nämlich auch mit Tierheimhunden durchgeführt. Es gibt durchaus Möglichkeiten, die Bindungsfähigkeit von Tierheimhunden zu verbessern. In einigen Studien wurde beispielsweise auf die Regelmäßigkeit des Kontakts zum Menschen geachtet, und es zeigte sich, dass zum Beispiel fünf Mal wöchentlich 15–20 Minuten Kontakt mit einem Menschen besser geeignet sind, die Hunde zu stabilisieren, als ein- oder zweimal 1–1,5 Stunden die Woche.

Auch die Art des Kontakts und des Trainings mit dem Hund wurde untersucht. In einer Vergleichsstudie wurden unterschiedliche Formen von Training getestet: einfache Gewöhnung an den Menschen, Gehorsamkeitstraining, positives, kontaktförderndes Bindungsverhalten und zufällig verteilte Belohnungen im Sinne von einfacher Bestechung. Nur diejenigen Hunde, die mit soziopositivem, bindungsförderndem und freundlichem Verhalten des Menschen, also dem klassischen Vertrauens- und Bindungsaufbau, behandelt wurden, erhöhten danach ihre psychische Stabilität und ihre Vermittelbarkeit. Dies lässt auch die Praxis vieler Tierheime, in denen klassisches Gehorsamkeitstraining, Unterordnung und ähnliche Gehorsamsübungen zur angeblich besseren Stabilisierung und Vermittelbarkeit der Hunde eingesetzt werden, in kritischem Licht erscheinen.

Mensch wichtiger als Hund?

Bemerkenswert ist auch, dass die Anwesenheit eines Zweithundes zumindest bei Tests von Tierheimhunden in dem genannten Beziehungstest durchaus nachweislich Erfolge hatte. Zumindest bei den Tests an Tierheimduos wurde jedoch jeweils die Anwesenheit der menschlichen Pfleger vom Hund wesentlich höher bewertet, der Mensch war als sichere Basis und sicherer Hafen wesentlich stabiler als der Zweithund. Es wäre interessant, solche Studien mit Hunden aus Mehrhundefamilien durchzuführen. Die heftigen Trauerreaktionen, die viele Hunde beim Verlust ihres vierbeinigen Kumpels zeigen, lassen erwarten, dass hier möglicherweise andere Ergebnisse zu finden wären. Auch Erfahrungsberichte von Hundehaltern zeigen oft, dass ein Hund in Gegenwart eines ihm sehr vertrauten Zweithundes wesentlich stabiler wird und diesen ganz offensichtlich als sichere Basis und sicheren Hafen nutzen kann.

Senioren sind stressanfälliger

Zur Entwicklung der Bindungsfähigkeit von Hunden gibt es ebenfalls einige Untersuchungen, die manches, was in der Hundewelt üblich ist, etwas kritisch betrachten lassen. Das persönliche Erkennen und damit die Voraussetzung für die Bindung an die Mutter hat bereits innerhalb weniger Tage nach der Geburt stattgefunden. Das Erkennen der Geschwister erfolgt immerhin

im Zeitraum der vierten bis fünften Lebenswoche, allerdings nur bei regelmäßigen Kontakten mit mindestens zwei Wurfgeschwistern.

Doch die Fähigkeit eines Hundes, sich an neue Menschen und neue Familien zu binden, ist erst etwa ab der 16. Woche ausgebildet. Dies und die geschilderten Erfahrungen, dass Hunde auch nach der 16. Woche, sogar noch im Alter von etlichen Monaten oder Jahren, in der Lage sind, neue Bindungen aufzubauen, lässt umso mehr kritisch betrachten, warum Hundewelpen so früh vom Züchter abgegeben werden müssen. Die klassische Begründung, dass sonst keine Bindung an ihre neue Familie mehr möglich sei, ist in jedem Falle hinfällig. Auch alte Hunde besitzen noch die Fähigkeit, Bindungen zum Menschen zu unterhalten.

Jedoch ist bei ihnen die Stressanfälligkeit auch in den genannten Beziehungstests wesentlich grösser, sie interessieren sich weniger für den Fremden, sind in dessen Anwesenheit weniger aktiv, halten engeren Kontakt zu ihrem Halter und zeigen eine verstärkte Produktion von Stresshormonen in der Trennungsphase des Bindungstests. Die Fähigkeit, mit milden sozialen Belastungen klar zu kommen, ist also offensichtlich bei alten Hunden reduziert.

Im letzten Teil der Reihe werden wir uns speziell mit dem sehr häufig auftretenden Problem der Trennungsangst, des Trennungsstresses und der daraus resultierenden Langzeitbeeinträchtigungen von Hund-Mensch-Beziehungen beschäftigen.

Beziehung & Bindung – Nichts ist umsonst 4/4



Trennungsreaktion und Trennungsstörungen

Im vorangegangenen Teil haben wir bereits erwähnt, dass die Trennungsreaktion ein wesentlicher Teil des Bindungskonzepts ist. Wenn ein Lebewesen nach der Trennung von einem Beziehungspartner keine erkennbare Reaktion zeigt, wird dies bereits als ein Hinweis auf eine zumindest nicht optimale, oftmals gar als eine distanzierte oder chaotische Bindung gewertet.

Die distanzierte, auch vermeidende Bindung ist diejenige, bei der im Zusammenleben die beiden Beziehungspartner sehr wenig Kontakt miteinander haben und bei der der zurückgebliebene nach der Trennung kein deutliches Suchverhalten zeigt. Wie wir sehen werden, ist bisweilen bei vermeidenden Bindungen sogar das Gegenteil der Fall: Der Hund beschäftigt sich im Trennungstest in Abwesenheit seines Halters mehr mit dem Fremden als in Anwesenheit seines Halters.

Phasen der Trennungsreaktion

Eine Trennungsreaktion besteht immer aus mehreren Phasen, die nichts Anderes sind als die auf den Verlust des Partners ausgerichteten Phasen der allgemeinen Stressreaktion.

Die erste Phase, als Protestphase bezeichnet, besteht darin, dass man den Partner überall sucht, sehr aktiv ist und durch Rufen und andere Formen der Kontaktaufnahme versucht, den Verlorengegangenen wiederzufinden.

Hormonell ist die Protestphase gekennzeichnet durch eine Erhöhung sowohl des Kampf- und Fluchtsystems mit dem Haupthormon Adrenalin wie auch, wenn auch etwas schwächer, des Kontrollverlustsystems mit dem Haupthormon Cortisol.

Irgendwann, abhängig von Vorerfahrung und Persönlichkeit des Betreffenden, geht die Protestphase in die Depressionsphase über. Jetzt kehrt der Adrenalinwert weitgehend zu seinem Basiswert zurück, der Cortisolwert dagegen ist erhöht. Das Tier wird nun inaktiv, frisst kaum, hat kein Interesse an Spielen und anderen Aktivitäten. Es zieht sich zurück, verliert oftmals sehr stark an Gewicht (nicht nur wegen des wenig Fressens, sondern auch durch den stressbedingt erhöhten Stoffwechsel) und als Folge des schlechten Allgemeinzustandes sieht man oft auch eine schlechte Fellqualität.

Hunde kommen bisweilen, wie wir in unserer Beratungspraxis festgestellt haben, in diese Depressionsphase, z. B. wenn sie bereits wenige Monate nach der Übernahme durch eine neue Familie wieder in die Hundepension oder in andere «Zwischenlagerstätten» abgeschoben werden. Um eine Beziehung endgültig zu festigen und zu stabilisieren bedarf es auch beim Hund offensichtlich einiger Monate. Erst ab ca. einem halben Jahr oder noch länger kann von einer stabilen Beziehung ausgegangen werden und erst dann kann man dem Tier auch die zusätzliche Belastung einer erneuten längeren Trennung zumuten.

Zu betonen ist jedoch, dass das bei Hunden wie auch Wölfen kurz nach der Trennung hörbare Heulen weniger der Ausdruck einer Trennungsdepression ist. Vielmehr handelt es sich hierbei um einen Stimmföhlungs-laut, den Konrad Lorenz in seinen Gänsestudien mit den schönen Worten «Hier bin ich, wo bist du?» übersetzt hat. In einer neu veröffentlichten Studie über die Intensität des Heulens bei Wölfen wurde von einer italienischen Arbeitsgruppe im Wolfspark in Colorado folgendes Experiment durchgeführt: Man nahm einen der handaufgezogenen und daher leinenföhligen Wölfe für zwanzig Minuten aus dem Gemeinschaftsgehege des Rudels und brachte ihn entweder ins Nachbargehege oder föhlte ihn alleine im Wald spazieren. Gleichzeitig wurde aufgezeichnet, wie oft und wie intensiv die zurückgebliebenen Wölfe dann heulerten. Zwei interessante Abhängigkeiten ergaben sich dabei: Zum Einen wurde häufiger und heftiger von allen geheult, wenn ein ranghohes Tier das Rudel verließ, zum Anderen wurde individuell von den einzelnen Wölfen besonders dann heftig geheult, wenn ihr bevorzugter Bindungspartner verloren ging. Speichelproben zur Bestimmung des Stresshormons Cortisol zeigten bemerkenswerterweise keinen Zusammenhang zwischen der Intensität des Heulens und der Höhe des Cortisolspiegels. Wir können daraus erschließen, dass die Stimmföhlungs-laute nach dem Verlust eines Partners von der Qualität der Beziehung und von dessen Position im Familienverband abhängig sind und nicht unbedingt ein Ausdruck des auftretenden Stresses. Waren die Wölfe dagegen im Nachbargehege untergebracht – eine Situation, die das Rudel bereits kannte – so waren sowohl der Cortisolwert als auch der Heulwert wesentlich geringer. Auch Wölfe können also lernen, mit Trennungen umzugehen.

Beide Befunde sind auch für den Umgang des Menschen mit dem Hund zur Vorbereitung und optimalen Durchführung von regelmäßigen Trennungssituationen bedeutsam.

Beobachtungen zum Trennungsverhalten

Beobachtungen von Hunden unterschiedlichen Alters beim Alleinsein erfolgten in mehreren wissenschaftlichen Untersuchungen durch Videoaufzeichnungen. Eine Untersuchung von Frank et al (2007) ließ erkennen, dass es drei verschiedene Möglichkeiten der Reaktion gab:

Manche Welpen zeigten sich sehr erkundungsfreudig und spielten sehr viel in Abwesenheit ihres Menschen. Die zweite Gruppe war ausgesprochen passiv und die dritte Gruppe zeigte durch Lecken, Gähnen, Kratzen und andere Übersprungverhaltensweisen deutlich ihr Unbehagen. In einer anderen Untersuchung von Lund und Jorgensen (1995) wurde der zeitliche Verlauf der Verhaltensreaktion untersucht. Das Verhalten der Hunde in der Trennungssituation vom Menschen entstand aus zwei unabhängigen zeitlichen Steuerungssystemen: Zum Einen eine zyklische Komponente, mit einem Zyklus von ca. 23 bis 28 Minuten, innerhalb dessen die Verhaltensweisen immer wieder heftiger und dann wieder abgeschwächt auftraten. Die zweite Komponente war ein Langzeiteffekt. Je länger die Trennung anhielt, desto mehr ging die Aktion des Hundes insgesamt zurück.

Durch die Beobachtung der Hunde ließ sich auch zeigen, dass weder Ungehorsam noch Langeweile, sondern Frustration die Ursache für die meisten – vor allem anfänglichen – Verhaltensauffälligkeiten der Hunde war. Heulen und Winseln war überwiegend mit Furcht und Angstsituationen zu erklären. Bellen dagegen mit allgemeinem Erregungsgrad. Hunde, die ein sehr starkes Zerstörungsverhalten während der Trennung von ihrem Menschen zeigten, waren auch mit sehr viel Objektspiel beschäftigt.

Die schwedische Doktorandin Theresa Rehn hat unter anderem den Zusammenhang zwischen der Dauer der menschlichen Abwesenheit und dem Verhalten des Hundes bei Rückkehr untersucht und sich über unterschiedliche Formen des Begrüßungsverhaltens zwischen Mensch und Hund geäußert. Die Hunde blieben entweder eine halbe Stunde, zwei Stunden oder vier Stunden allein. Während der Abwesenheit des Menschen zeigten sich in dieser Untersuchung keine Unterschiede im Verhalten der Hunde in Bezug auf die Zeitdauer der Trennung. Kam aber der Mensch nach einer längeren, vor allem nach der vierstündigen Trennung wieder, war das Verhalten des Hundes bei der Begrüßung sehr viel intensiver. Bemerkenswert ist, dass dadurch auch gleichzeitig eine Art von einfachem Zeitempfinden bei den Hunden bewiesen wurde. Worauf dieses Zeitempfinden beruht, konnte in der Studie selbst nicht belegt werden. Die amerikanische Hundeforscherin Alexandra Horowitz vermutete in einem Referat, dass es sich dabei um eine geruchliche Komponente handelt, weil die Duftstoffzusammensetzung der zurückgelassenen Spuren sich im Laufe von einigen Stunden eben ändere. Ältere Hunde haben, wie mehrere Untersuchungen gezeigt haben, in der Trennungsphase vom Menschen größere Probleme (s. voriger Teil im SHM 9/13).

Die Ursachen dafür sowie für die bei älteren Hunden ebenfalls öfter auftretenden echten Trennungsstörungen (siehe nachfolgend), sind wahrscheinlich vielfältig. Sowohl die bereits beginnenden geistigen Einschränkungen, die beispielsweise die räumliche Orientierung und das Erkennen von Sozialpartnern betreffen, wie der allgemein im Alter ansteigende Cortisolspiegel und auch die vielfach eintretende Beschränkung der Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane können hierfür herangezogen werden – Altersstarrsinn ist es jedenfalls nicht.

Risiken für eine Trennungsstörung

Eine echte Trennungsstörung, bei der die Hunde entweder mit Unsauberkeit, Zerstörung, hektischen und zuweilen stereotypischen Bewegungen oder anderem unnormalem Verhalten auf das Weggehen ihres Menschen reagieren, tritt mittlerweile leider bei sehr vielen Hunden auf. Die Überlegung des britischen Hundeforschers John Bradshaw geht dahin, dass immer mehr Mensch-Hund-Beziehungen eine Pflegebeziehung statt einer echten sozialen Bindung sind und daraus eine Zunahme von Trennungsstörungen resultieren könnte. Hunde mit Trennungsstörungen sind in der Begrüßung wesentlich aktiver, verbringen weniger Zeit in der Trennungsphase neben dem leeren Stuhl ihres Menschen und lassen die oben geschilderte Abnahme der allgemeinen Aktivität bei längerer Trennung nicht erkennen.

Sie zeigen aber interessanterweise, so eine Studie von Vera Konok aus der Arbeitsgruppe von Adam Miklosi in Budapest, keinen Unterschied im freundlichen und soziopositiven Verhalten ihrem Halter gegenüber. Bereits diese Beobachtung zeigt, dass das häufig von Trainern vertretene Konzept einer zu engen Bindung zwischen Hund und Mensch als Ursache für die Trennungsstörung wohl nicht ganz zutreffend ist.

Die Vorgeschichte von Hunden mit Trennungsstörung zeigt – nach mehreren Untersuchungen in Großbritannien –, dass oftmals die eigentlichen Risikofaktoren bereits weit vor dem Auftreten des Trennungsproblems liegen. Hunde, die in der frühen Junghund- und späten Welpenzeit (zwischen achter und vierzehnter Woche) entweder medizinische oder psychische Probleme hatten (von Verletzungen und Operationen bis zu Infektionen und verstärkten Impfreaktionen, ebenso wie frühzeitige Trennungen von der Mutter oder sonstige soziale Instabilitäten), neigen im Alter von über einem halben Jahr wesentlich stärker zum Auftreten von Trennungsstörungen, Bellstereotypien und anderen Verhaltensauffälligkeiten. Ebenso sind Hunde, die zwischen dem 6. und 12. Lebensmonat in einer abwechslungsreichen und sozial gut strukturierten Umwelt leben konnten, nahezu völlig immun gegen die Trennungsstörung. Es gab in den Untersuchungen von John Bradshaw auch keinen Unterschied zwischen Mischlingen und Rassehunden und auch nicht zwischen Tierheimhunden und solchen, die direkt vom Züchter in die Familie kamen. Rüden waren dagegen anfälliger als Hündinnen.

Auch die Untersuchungen von Michael Mendl und seinen Mitautorinnen von der Universität Bristol zeigen, dass pessimistische Hunde, die allgemein in neutralen und unbekanntem Situationen mehr Risiken als Chancen sehen, häufiger zu Trennungsstörungen, Bellstereotypien und den damit verknüpften Auffälligkeiten neigen als optimistische Hunde, für die auch der Futternapf stets halb voll anstatt halb leer ist.

Die amerikanische Verhaltensmedizinerin Karin Overall konnte zeigen, dass Hunde mit Trennungsangst auch mit sehr hoher statistischer Wahrscheinlichkeit allgemeine Geräuschangst oder Gewitterangst haben. Die umgekehrte Korrelation ist nicht ganz so deutlich; wer allgemeine Geräuschangst hat, hat in etwa zwei Drittel der Fälle auch Trennungsangst, wer Gewitterangst hat, hat nur etwa in der Hälfte der Fälle auch Trennungsangst. Dies zeigt, dass diese drei, von Laien oftmals verwechselten Verhaltensauffälligkeiten offensichtlich unterschiedliche Vorgeschichten und unterschiedliche Hintergründe im Gehirn, Hormonsystem und Erfahrungswert der Hunde haben.

Zum Schluss das Beste

All diese Befunde lassen doch vieles überdenken, was in der klassischen Trainings- und Ausbildungsphilosophie für Hunde oftmals falsch gemacht wird. Es gibt eben kein Konzept einer zu engen Bindung, die man erweitern müsse, schon gar nicht dadurch, dass man ein Begrüßungsverhalten oder den Aufenthalt des Hundes hinter der geschlossenen Wohnungstür verbietet. Trennungsstörungen sind keine Form von Langeweile und auch keine Form von Ungezogenheit. Dass der Hund die Wohnung zerstört und dann hinterher von seinem Menschen dafür noch gemäßregelt wird, weil er ja angeblich ein schlechtes Gewissen habe, ist ein weiterer, völlig in die Irre leitender Gedanke.

Auch müssen gerade bei Hunden mit eher pessimistischer und/oder zu Kontrollverlust neigender Grundpersönlichkeit Trennungsrituale sehr gut und differenziert einstudiert und eingehalten, werden und ein Trennungstraining muss auf bessere Vorhersagbarkeit und Planbarkeit des Menschen und nicht, wie häufig bisher gelehrt, auf eine möglichst große Unvorhersehbarkeit des menschlichen Weggehens ausgerichtet werden.

Sollte ein Hund bereits eine massive Trennungsstörung haben, ist oftmals die Behandlung unter Einsatz von Pheromonen und/oder Psychopharmaka für die Zeit des Umorganisierens und Aufbaus neuer Trennungsrituale hilfreich.

Hierzu müssen jedoch einschlägig kompetente Verhaltensmediziner herangezogen werden, die möglichst auch den ethologischen und nicht nur den rein lernpsychologischen Ansatz verfolgen können.

Autoren: Udo Ganslosser und Sophie Strodbeck

Quelle: <http://hundemagazin.ch>

Für nähere Informationen stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung:

Tierverhaltensberatung Karin

Langer Tel. 0664/543 30 49

karin-langer@aon.at

www.tierverhaltensberatung-langer.at